

20.06.2020

„Auch die scheinbar auswegloseste Situation kann sich positiv entwickeln“

Herr R. wurde bei akutem Lungenversagen (ARDS) aufgrund von Covid-19 auf der Intensivstation der Klinik für Anästhesiologie des Uniklinikums Würzburg (UKW) behandelt. Er wurde für viele Wochen beatmet und zeitweise auch mit extrakorporaler Membranoxygenierung (ECMO) unterstützt. Die Ehefrau des Patienten hat uns einige Fragen beantwortet.

1 / 4

Wie geht es Ihnen und vor allem Ihrem Mann momentan, wo befindet er sich?

Frau R.: Mittlerweile geht es mir wieder recht gut. Nach der Anspannung und den vielen Herausforderungen der letzten Wochen kehrt langsam etwas Ruhe ein. Vor allem, dass mein Mann jetzt nicht mehr intensivpflichtig ist und sich auf dem Weg der Besserung befindet, lässt mich erleichtert und zuversichtlich in die Zukunft blicken. Er befindet sich derzeit in Erlangen zur Frühreha und macht täglich kleine Fortschritte, um körperlich wieder selbständig zu werden und weiter zu genesen. Nach der langen intensivmedizinischen Behandlung sind es jetzt vor allem die Dinge des täglichen Lebens, die er wieder erlernen und trainieren muss, wie stehen, gehen, Körperpflege, usw. Seine durch Covid-19 geschädigte Lunge erholt sich langsam. Er benötigt keine Sauerstoffgabe mehr und hat nur noch bei Belastung Dyspnoe. Die Nieren und die Bauchspeicheldrüse, die auch schwer betroffen waren, arbeiten ohne Probleme. Nur das Sehen ist noch eingeschränkt.

Sie sind von Beruf Krankenschwester. Wie haben Sie allgemein die Corona-Zeit erlebt?

Frau R.: Mein Mann erkrankte ziemlich am Anfang der Corona-Pandemie in Deutschland. Zu dieser Zeit, Ende März, waren die Schulen seit einer Woche geschlossen und uns war noch nicht bewusst, welche Ausmaße diese Krise für uns alle haben würde. Wir gingen anfangs davon aus, dass sich mein Mann eine „normale“ Grippe eingefangen hätte und dachten noch nicht daran, dass wir von Corona doch so stark betroffen sein würden. Nachdem sich der Verdacht auf Covid-19 bestätigt hatte und er in die Klinik aufgenommen wurde, wurde über unsere Familie erst einmal eine dreiwöchige Quarantäne verhängt. Danach hatte ich die Möglichkeit, noch einige Wochen der Arbeit als Krankenschwester fernzubleiben. In dieser Zeit verzichtete ich bewusst auf übermäßigen Medienkonsum. Das hätte mich in unserer Situation sehr wahrscheinlich noch mehr belastet. Seit einigen Wochen arbeite ich wieder als Schwester auf einer internistisch/bauchchirurgischen Station. Die optimale Patientenversorgung empfinde ich unter den gegebenen Umständen als noch schwieriger und noch herausfordernder, als sie es vorher schon war. Ich erlebe in meinem Umfeld und auch in der Klinik bei Patienten und Angehörigen immer noch sehr große Unsicherheit im Umgang miteinander und mit der ganzen Situation.

Ab welchem Moment haben Sie realisiert, dass Ihr Mann schwer betroffen ist?

Frau R.: Das kann ich Ihnen gar nicht so genau beantworten. Als mein Mann nach drei Tagen in der heimatnahen Klinik ins künstliche Koma versetzt und intubiert wurde, realisierte ich schon, dass es sich um einen schweren Verlauf der Covid-Infektion handelt und es sehr ernst ist. Dennoch ging ich davon aus, dass diese Maßnahme zu seinem Besten sei und er sicherlich bald wieder extubiert werden könne, wenn sich die stark geschädigte Lunge wieder erholt habe. Das waren auch die Hoffnung und die Aussage der Ärzte vor Ort. Als dann der Anruf von der Klinik kam, dass die bisherigen Maßnahmen nicht ausreichend seien und man eine Verlegung in ein Zentrum zur ECMO-Therapie anstrebe, war das der Zeitpunkt, an dem ich erst in

Anstalt des Öffentlichen Rechts

Stabsstelle Kommunikation
Universitätsklinikum Würzburg
Susanne Just (Externe Kommunikation)
Rita Börste (Vertretung ext. Komm.)
Josef-Schneider-Straße 2, Haus D3
97080 Würzburg

E-Mail: presse@ukw.de
Telefon: +49 (0)931 / 201-59447
Fax: +49 (0)931 / 201-6059447
www.ukw.de

Hinweis zum Datenschutz:
Die Informationen des UKW nach Art. 13 und 14 DSGVO erhalten Sie unter www.ukw.de/recht/datenschutz, auf Anfrage auch in Papierform.



vollem Maß realisierte, dass es sehr, sehr ernst ist und mein Mann auch durchaus an den Folgen des Virus versterben könnte.

Wie haben Sie die Zeit Ihres Mannes auf der Anästhesiologischen Intensivstation des UKW erlebt?

Frau R.: Als ein ständiges Auf und Ab mit ungewissem Ausgang, ohne sicher zu sein, ob sich die Situation nicht im nächsten Moment wieder verändert – so erlebte ich die Zeit während des Komas und die Zeit danach. In Gedanken war ich ständig bei ihm und fragte mich, wie es ihm wohl gehe. Hält der stabile, aber kritische Zustand an, gibt es bald Nachrichten aus der Klinik, die uns aufatmen lassen oder gibt es beim nächsten Anruf wieder Verschlechterungen zu berichten? Das waren Wochen voller Anspannung, Verzweiflung, Angst, Hoffen und Bangen um das Leben meines Mannes. Denn oft war es so, dass sich kleine Verbesserungen einstellten und kurze Zeit später kam wieder eine Komplikation dazu. Das Telefon war mein ständiger Begleiter und jedes Mal, wenn es klingelte, zuckte ich innerlich zusammen. Die Zeit bis zur täglichen Telefonsprechstunde, um Neues zu erfahren, konnte ich immer kaum abwarten. Mein Mann wurde – soweit ich das beurteilen kann – sehr gut versorgt. Auf neu auftretende Krankheitszeichen wurde immer prompt und gut reagiert.

Wie belastend war die Situation, Ihren Mann nicht sehen zu können?

Frau R.: Aufgrund der Quarantäne, die wir hatten, empfand ich es zwar als sehr schwer, aber dennoch völlig nachvollziehbar, dass ich meinen Mann nicht besuchen durfte. Es war zwar eine sehr große Herausforderung, denn nur anhand der Aussagen der Stationsärzte konnte ich mir ein vages Bild über den Zustand meines Mannes machen, obwohl ich das am liebsten selbst getan hätte. Damals versuchte ich mich damit zu beruhigen, ihn nach dieser Zeit vielleicht doch einmal sehen zu können. Auch wenn ich als Frau eines Patienten im Koma selbst nichts tun konnte und zur Untätigkeit gezwungen war, wäre es mir ein sehr großes Anliegen gewesen, ihn zu sehen und ihm nahe zu sein. Und so hoffte ich nach den ersten negativen Abstrichbefunden auf Covid eine Besuchserlaubnis zu erhalten. Doch dem war nicht so. Ich konnte nicht verstehen, mit welchem Recht man mir den Besuch bei meinem geliebten Mann verwehrt. Wie ich das in dieser Zeit geschafft habe, kann ich im Nachhinein nicht mehr genau sagen, es war auf jeden Fall mit vielen Tränen und Niedergeschlagenheit verbunden.

Hatten Sie Verständnis für das Besuchsverbot in Krankenhäusern?

Frau R.: Das konnte ich nur teilweise verstehen. Denn gerade in einem solchen Ausnahmezustand einer Intensivbehandlung mit ungewissem Ausgang die Angehörigen von ihren Lieben zu trennen, war mit trotz der Corona-Lage nicht einleuchtend. Ich glaube unter Wahrung aller Schutzmaßnahmen wäre ein Besuch sicher machbar gewesen. Und nicht nur im Sterbefall, wie man mir telefonisch mehrmals sagte. In dieser Situation hätte ich lieber auf andere Dinge, die zu der Zeit noch möglich waren, verzichtet, als meinen Mann nicht zu sehen.

Fühlten Sie sich gut über den Gesundheitszustand Ihres Mannes informiert?

Frau R.: Auf jeden Fall. Ich hatte das Glück, immer wieder mit sehr netten Ärztinnen und Ärzten am Telefon zu sprechen, die sich trotz des oft im Hintergrund hörbaren Trubels die Zeit nahmen, um mir alle meine offenen Fragen zu beantworten. Das war in dieser Zeit die einzige Verbindung zu meinem Mann. Ich bin sehr froh und dankbar für die kompetenten und auch ehrlichen Aussagen bezüglich des Gesundheitszustandes meines Mannes sowie die wertschätzende Art mir gegenüber. Auch, dass ich immer ernstgenommen wurde, war sehr gut.

Welche Erinnerungen haben Sie an den Moment, als Sie Ihren Mann zum ersten Mal auf der Intensivstation besuchten?

Frau R.: Richtig nervös und aufgeregt war ich auf der Fahrt nach Würzburg. Meine Gedankengänge dabei waren: Wie wird mein Mann auf mich reagieren? Erkennt er mich? Wie wird er wohl nach dieser langen Zeit von fünfeinhalb Wochen aussehen? Wie werde ich damit umgehen, ihn nach so langer Zeit der Trennung wieder zu sehen? Als Krankenschwester weiß ich, wie Patienten nach einer längeren Intensivbehandlung aussehen und welche Einschränkungen sie oft haben. Doch als ich meinen Mann das erste Mal sah, war ich sehr erschrocken. Denn von den Erzählungen der Ärzte am Telefon hatte ich ein Bild in meinem Kopf, das der Realität nur wenig entsprach. Er hatte sich in den Wochen schon rein äußerlich sehr stark verändert. Auch hatte ich ihn noch nie in einem solch schlimmen Zustand gesehen. In der kurzen Zeit unseres Wiedersehens konzentrierte ich mich daher voll auf ihn und nahm das ganze Drumherum nicht richtig wahr. Wir waren beide so froh, uns zu sehen und einfach beieinander zu sein. Kommunizieren war zu dieser Zeit aufgrund des Tracheostomas, des Allgemeinzustandes und der Schwäche meines Mannes nur sehr, sehr eingeschränkt und nur nonverbal möglich. Ich konnte ihm aber wenigstens einen kurzen Moment nahe sein und war froh, ihn nach so langer Zeit endlich wieder zu sehen.

Hat der lange Krankenhausaufenthalt Ihres Mannes Ihre Sicht auf die Intensivmedizin und auf Ihre eigene Arbeit als Krankenschwester verändert? Wenn ja, inwiefern?

Frau R.: Ja. Mir wurde wieder neu bewusst, welche Möglichkeiten die Intensivmedizin in Deutschland hat, um auch in der aktuellen Corona-Lage die körperlichen Funktionen eines Menschen aufrechtzuerhalten und solange zu stabilisieren, bis das Virus bekämpft ist. Ich bin echt erstaunt, was alles möglich und wie komplex die Intensivmedizin doch ist. Inwieweit mich das in meiner Arbeit als Krankenschwester verändert, kann ich noch nicht genau sagen. Bisher weiß ich nur, dass sich auch die scheinbar auswegloseste Situation positiv entwickeln kann und es sich lohnt, dafür zu arbeiten.

Wie ist aktuell der Weg zurück ins Leben für Ihren Mann und Sie?

Frau R.: Zuhause versuchen die Kinder und ich den täglichen Herausforderungen mit Beruf, Schule oder Homeschooling, Haus und Garten wieder annähernd gerecht zu werden. Wir vermissen ihn sehr und vor allem die Kinder leiden sehr darunter, ihren Papa nur am Telefon hören und nicht regelmäßig sehen zu können. Die Aussicht, ihn nach Abschluss der Reha wieder hier um uns zu haben, motiviert uns sehr, diese Zeit noch durchzustehen. Meine Besuche in der Rehaklinik drei Mal pro Woche und unsere täglichen Telefonate sind für uns die Möglichkeit, gemeinsam die Geschehnisse der vergangenen zwölf Wochen zu verarbeiten und uns auszutauschen. Mein Mann hat bis heute über die Zeit vor und im Koma große Erinnerungslücken oder gar keine Erinnerung mehr. Er hat viele Fragen, um für sich einen guten Umgang mit der ganzen Situation zu finden. Wir sind zuversichtlich, dass mein Mann sich bald vollständig erholen wird und machen schon kleine Pläne für die Zukunft, obwohl viele Fragen, wie es für ihn und uns weitergeht, ob er wieder in seinem Beruf als Krankenpfleger arbeiten kann und vieles mehr noch offen sind. Im Rückblick sind diese Probleme verglichen mit den vergangenen sehr klein.



Herr R. vor seiner Rückverlegung in seine Heimatklinik.



Herr R. mit seiner Ehefrau während des Reha-Aufenthalts.